

# Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zur  
**„Idsteiner Zeitung“.**  
 Verlag von Georg Graubpierre, Idstein.

## Sylvester 1915.

Mit stillen Flügelschlägen  
 Zieht über die Erde die Nacht;  
 Heut muß die Stunden sie wägen,  
 Ruß neu einen Grenzstein prägen,  
 Bevor der Morgen erwacht;  
 Dem Tod muß ein Grab sie geben  
 Und eine Wiege dem Leben.

Einmal im ganzen Jahre  
 Das müde Aug' sie nur hebt:  
 Dann streift sie vom Schwingenpaare,  
 Streift aus dem schwarzen Haare  
 Den Schlummer, und spähend sie schwebt  
 Geöffneten Blicks durch die Weiten,  
 Den Wechsel des Jahres zu begleiten.

Sie sieht die Welt noch heute  
 Zerfleischt von der Völker Wehr,  
 Der Tod mit der brüllenden Meute  
 Jagt nur noch wilder nach Beute,  
 Seht grimmer den Krieg vor sich her;  
 Wo Ströme Blutes nicht fließen,  
 Da sieht sie Tränen vergießen.

Heiß sieht sie um sich schäumen  
 Der Schrecken steigende Flut,  
 Die sonst, wie aus fernen Räumen,  
 Nur drang in ihr dämmerndes Träumen.  
 Sie denkt: „Hier wächst in der Glut  
 Ein Markstein, riesig und stählern,  
 Wie keins unter Zeitenmälern.“

Ist's da nicht zwerghaft Spielen  
 Zu sehen den Grenzstein des Jahres?“  
 Sie prüft die Kämpfer, die vielen,  
 Sieht näher und nah seinen Zielen  
 Die Schwingen des deutschen Mars:  
 Sieht alles von Gader verbittert, — —  
 Nur Deutschlands Ruh' nicht erschüttert.

Da wirft die dunklen Locken  
 Die Nacht aus dem bleichen Gesicht.  
 „Nun darf meine Hand nicht stocken!“  
 Sie rührt die Sylvesterglocken.  
 „Nie stand das Grenzmal so licht!  
 Du junges Jahr sollst der Erden  
 Das Sieges- und Friedensjahr werden!“

Cito Bergmann.





## Die sieben Sterne.

Roman von Albert Peterzen.



Endlich sind zwischen der Küste und den Inseln auch die letzten träge ziehenden Eisschollen vom Battenmeer verschwunden. Auch in den dunkelsten Knickwinkeln, in welche das ganze Jahr hindurch kein wärmender Sonnenstrahl dringt, hielt sich nicht mehr das kleinste Tüpfelchen schmutzigen Tauschnees. Wie grünlichschleierter Teller liegen die Halligen auf der ruhigen See. In den Lannen bauen die Kibitze kreischend ihr Nest, die ersten Lämmen führen munter ihre plumpen Lätze um die Mutterchase auf. Die Sonne lacht warm vom wolkenlosen Himmel, im unendlichen Blau jubeln frühlingsfroh die Vögel. Und die Leute der Marsch atmen auf. Schwere Zeit liegt hinter ihnen. Der Winter war eilig, und fortwährend lastete die Angst und Sorge lähmend auf den Gemüthern der trostigen Bauern. Der Feind war im Lande gewesen. Selbst in den verbündeten Staaten hatte der Kosak wild gehaust. Wie mußte er es erst in Feindesland treiben! Und das dänische Schleswig stand auf des Worsen Seite.

Die Geesbewohner erzählten von den rohen Steppenreitern jähler unglaubliche Geschichten. Der französische Rechenmeister Briz hatte schleunigst das Bild des „großen Kaisers“ aus seinem Lehnmittelschiff entfernt, und die Bauern schärften Sägen und längst verrostete Säbel, um wenigstens im äußersten Notfall den eigenen Herd zu schützen.

Aber im allgemeinen blieben die Köge von den gefürchteten Halbasiaten verschont, nur dann und wann zeigten sich kleine Patrouillen der struppigen Reiter. Einmal war ein junger Hetman bis zum Baer Bjarnar, dem Bärenhose, vorgeritten, in dem die Witwe Böla Truelsen mit ihrer Tochter Ragnhildur lebte.

Entzückt und begehrend richtete der Fremde sein Auge auf das schöne Mädchen. Aber als Ragnhildur sich stolz und zornig aufrichtete, hatte sie ausgesehen wie die machtvollste Königin — so erzählten nachher die Knechte. Der hohe Kranz ihres vollen lichtblonden Haars leuchtete im rötlichen Scheine des Herdfeuers wie eine goldene Krone. Wie drohend scharfer Stahl blühten ihre graublauen Augen, die den Feinden furchlos anjagen von oben bis unten. Wie ein geprieglter Adler sollte der Heiman sich entfernt haben. Er mag sich wohl rechtzeitig daran erinnert haben, daß so mancher Gatte und Vater des schleswigschen Landes erlösenden Schimpf blutig gerächt. Vor den Gehöften rings hatte er im Vorüberreiten Inorrig, sehnige Friesen gestallten bemerkt, und in der Stube des Bärenhofes standen drohend die stämmigen Knechte bei ihrer Herrin. Der Heiman war mit seinen wenigen Reitern davongeritten.

Jetzt lag auch Bjarnar im hellen Frühlingschein. Die Linden vor der

Hausfront standen in weißlicher Knospensülle, im Garten blühten weiße Sagneelöckchen und blaue Perlblumen.

„Die Sonne kommt“, sagte in Nagendem Tone Böla Truelsen, die mit Ragnhildur in der niedrigen Stube saß.

„Soll ich die Fenster verhängen, Mutter?“ fragte die Tochter mit leiser Stimme und hob langsam die schwermütig blinkenden Augen.

„Nein, nein,“ entgegnete die Alte, das Spinnrad beiseite schiebend „nein, dadurch läßt sich die Sonne nicht im Süden bannen. Es ist die Zeit, daß sie nordwärts wandern — bis sie daheim in Nordland die langen purpurnen Tage haben.“

Stumm nickte Ragnhildur und sah trübkümmert zum Fenster hinaus auf das Frühlingsbild. Die Mutter aber hatte die Hände gefaltet in den Schoß gelegt und starrte mit weitgeöffneten Augen in die Leere.

„Denkst du an das alte Hsajold?“ fragte die Tochter endlich.

Böla Truelsen nickte nur. Ja, sie dachte an die Heimat, an das eisiggraue Island, an den Hof ihrer Ahnen, den alten Baer Bjarnar, den sie als junges Mädchen verlassen, um dem Walfischjäger Truelsen als Weib in seine nordfriesische Heimat zu folgen.

Bis zu seinem Tode, zwanzig lange Jahre war sie ihm eine treue, sorgende Gefährtin gewesen, und doch hatte in ihrem Herzen all die Jahre die Sehnsucht genagt, die Sehnsucht nach dem meerumtosten, rauhen Hsajold. Ach, sie sah es ja vor sich liegen mit der nebelumhüllten, düsterbergigen Felsenküste, wie von Meerergöttern verzaubert lag an der Bucht das stille Reyjavik mit seinen niedrigen Hütten. Und abseits — nach den graugrünen Höhen des Seltjarnarjes zu — der langgestreckte Bärenhof. Sie sah den Vater mit den Pferden, den zottigen Tierchen, sah den Bruder Eyvindur, den munteren Jungen, bei der Schafferde. Sie hörte das fromme Beten der Mutter, die trauten Laute der geliebten Sprache.

All die Jahre hatte sie an die Heimat denken müssen. In manchem nebelgrauen, sturmdurchlärten Winterabend sah sie mit ihrer Tochter am roten, knisternden Herdfeuer und erzählte mit leiser, wehmütig klingender Stimme von den Sorgen der Heimat, von Heldenfahrten der Ahnen.

„Amerika? Die Leute der heißeren Sonne wollen es erndt haben? Pah — viele hundert Jahre vorher kannten die unsen schon das weite Land des wilden Weines.“

Auch die Namen der alten nordischen Götter, der Gefolgschaft Alfaders und Regirs, der Asen und Disen, lernte die kleine Ragnhildur schon, noch bevor sie zu dem Christengotte beten konnte.

Als sie einmal in der biblischen Stunde vom Lehrer gefragt wurde: wer war der erste Mensch? antwortete das Mädchen: Askur. Der biedere Rechenmeister, dem Odin und die Einherien kaum bekannt waren, schalt die dumme, die nicht einmal den alten Vater Adam kannte.

Ragnhildur sah nach der blinkenden See hinaus, auf welche sich fern am Ho-

zizonte langsam der rotgoldig glühende Sonnenball senkte.

Am Strande, in der Bucht herrschte emsiges Leben. Stolz reckte der schlanke Walfischfänger seine hohen Masten mit den gereiften Segeln empor, scharf hob sich das dunklere Tafelwert vom hellern Himmel ab. An Bord stand schon spreitbeinig Kapitän Bay Paulsen und überwachte mit seinen listigen grünlichen Augen jede neue Bootsladung, die aufs Schiff gebracht wurde. Ueber ein Halbjahr sind sie vielleicht oben in den nördlichen Gewässern, da gilt es, reichlich Nahrung mitzunehmen für fünfunddreißig Mann Besatzung, ganze Tonnen Pöfelsteich, pralle Säde Erbsen werden an Bord geschafft. Dazu all die Fässer zur Aufnahme der Beute. Rollen mit festem Tau, Messer, Harpunen und Lanzen.

Bay Paulsen streicht sich schmunzelnd über den grauen Vollbart, während er wohlgefällig den Blick über die sechs schmuden, starken Boote gleiten läßt, die halb über Bord hängen. Dann aber fällt ihm ein, daß er noch in keinem Jahre alle wieder mit heimbrachte. Erst im vorigen Jahr hatte er drei Boote verloren. Eines hatte ein verwundeter Wal gelenkert, das zweite verfolgte einen Fisch gar zu weit und konnte bei hohem Wellengang nicht wieder gefischt werden. Nach dreitägigen fruchtlosen Kreuzen mußte er die Armen ihrem Schicksal überlassen. Das dritte hatte ihm ein englisches Kriegsschiff glatt vom Deck rasirt.

Sie rüsten wieder zur Walfischjagd“, sagt das junge Mädchen, sich halb zur träumenden Mutter umwendend.

„Zur Nordlandsfahrt“ entgegnet die Alte und erhebt sich, „komm, Mädchen, wir wollen vor die Tür treten und dem Segler unsere Grüße für Heimat und Sippe mitgeben.“

Jetzt, wo Böla aufsteht, sieht man trotz der gebeugten Haltung, welche eine stattliche Erscheinung sie einst gewesen sein muß. Die blonde Tochter aber überträgt sie um Haupteslänge.

Auf allen Höfen der Umgegend scheinen die Leute in Erregung zu sein. Das Schiff, die „Roogsmöve“, gehört ja auch der ganzen Gemeinde, Söhne von den Höfen rings fahren in jedem Frühling mit Kapitän Bay Paulsen hinaus.

Böla und Ragnhildur stehen vor der Haustür und schauen aufmerksam zum Strande hinüber.

„Heho“, schreit eine männliche Stimme, „soll ich Island grüßen?“

Es ist Lomme Thedsen, der stärkste Bursch im Roog, der neulich erst einen wildgewordenen Stier bei den Hörnern packte und zwang. Man erzählt sich überall, daß er wie toll hinter der stolzen herben Ragnhildur her ist, aber ohne Erfolg.

„Soll ich dir etwas Schönes aus dem Norden mitbringen?“ schreit er wieder.

„Bring Nachricht vom isländischen Baer Bjarnar“, ruft Böla mit seltener Lebhaftigkeit.

„Und dir, Ragnhildur?“

„Die sieben Silbersterne —“

Der lange Lomme Thedsen senkt verlegen den Kopf und murmelt einige Scheltworte.

Das junge Mädchen sieht ihm mit wehmütigem Lächeln nach. Die sieben Silbersterne — der alte Brautschmud der Familie auf dem Baer Bjarnar, das breite Samtdiadem mit sieben silbernen Sternen besetzt, welches Abt Nikolas im Jahre 1154 schon aus „Romaburg“ mitgebracht haben sollte. Zuletzt hatte wohl Böla den alten Brautschmud getragen. Oder hatte ihr Bruder Egvindur schon erwachsene Töchter, die sich an ihrem Hochzeitstage mit dem Silberbande geschmückt? Die Alte hatte ihrer Tochter viel von dem Familiendiadem erzählt. Von dem frommen Abt, der es nach langer Pilgerfahrt ihren Ahnen geschenkt, von dem Segen, den dieser Schmud seiner Trägerin spenden sollte.

Seit ihrer frühen Kindheit hatte Ragnhildur ihrer Mutter Erzählungen über die sieben Sterne gelauscht. Erst war in ihr der kindliche Wunsch, den seltsamen Schmud zu sehen. Allmählich aber beschäftigten sich ihre Gedanken immer mehr mit dem eigenartigen Vermächtnis, bis es ihr schließlich gewiß schien: wer mir die Sterne bringt, der gibt mir Segen und Glück.

Einige Jahre schon wartete sie in den Spätsommermonaten klopffenden Herzens auf die wiederkehrenden Walfischjäger. Bringt mir einer den Schmud? Wer bringt ihn mir? Und doch atmete sie jedesmal erleichtert auf, wenn alle die, welche sich bemüht hatten, die Sterne zu bringen, mit niedergeschlagenen Augen verzagt vor ihr standen. Nur einer halte sie nie gefragt, was er ihr aus Island mitbringen sollte, er, nach dem alle Mädchen der Røge sehnsüchtig ausschauten und der sich um keine von allen kümmerte — der prächtige, jugendstarke Harre Ingwerfen.

„Guten Abend“, rief eine tiefe Stimme herüber, „diesmal bring ich die sieben Sterne mit.“

Es war der lede Balthasar Jwersen, der im Vorjahre eine ganze Nacht auf gekentertem Boot einsam im weiten Ozean getrieben, bis ein dänisches Schiff ihn aufnahm. Jedesmal nach dem sechsten Glas Grog pflegte er sein Abenteuer zu erzählen, und da er den ganzen Herbst und Winter über hauptsächlich in der Koogswirtschaft hockte, hatte er seinen Bericht wenigstens hundertmal wiederholt. Jetzt stampfte er schwerfällig ein Bündel Lanzen und Harpunen auf dem Raden, zur „Koogsmöve“ hinaus.

Ragnhildur wandte unwillig den Kopf, blickte aber plötzlich mit lebhafter Bewegung zum Strande hinunter, an dem ein junger Mann zur Bucht schritt.

Seine Haltung war so steif und stolz, sein Gang so elastisch, als sei er nie schwerfällig in leiger Furche hinter dem Pflug einhergeschritten, als habe er niemals spreitbeinig auf dem schaukelnden Deck eines schlängelnden und stampfenden Schiffes gestanden.

Der lechte Abendhauch spielte in seinem seidigen blonden Schnurrbart, umwehte seine hohe Stirn, sein regelmäßiges, gebräuntes Antlitz.

Einen Augenblick blieb er stehen und richtete seine blauen Augen auf die Frauengestalten vor der Haustür drüben. Etwas Weiches, wie inniges Sehnen, Wün-

schien lag in dem Blick — einen Augenblick nur, dann richtete er sich mit jähem Auf empor, und ein Ausdruck unbeugsamer, eiserner Willensstärke legte sich auf die friesisch herben Züge. Und als er jetzt sah, daß die jüngere der Frauen den Kopf wandte und ihn bemerken mußte, ging er hastig, fast wie ein Ertappter, weiter.

Ragnhildur aber sah ihm klopffenden Herzens nach. Sie hätte ihm nachrufen mögen: „Bring mir den Brautschmud, gib mir den Segen deiner Liebe!“ Doch Harre Ingwerfen ging stumm und gleichgültig auch an ihr vorüber, wie er sich um alle Mädchen nicht kümmerte.

Ein wolkenloser Himmel wölbte sich hoch und weit über dem atlantischen Ozean. In langsamer Regelmäßigkeit fielen und stiegen die gigantischen Wogentriese, deren silbernes Schaumhaar im Sonnenglanze glitzerte und blendend flimmerte. Grünlich, fast blau schillerte das unendliche Meer in weitem Umkreis, bis es sich nach dem fernern Horizonte hin in ein kaltes, dunkles Stahlgrau verlor.

Monotonnes Rauschen und Brausen füllte die Luft, kein Vogelschrei rings. Und soweit das Auge blickte, kein Felsen Land, kein Lebewesen. Nur einmal — eine Gruppe Braunfische schwamm gierig lungern hinter der „Koogsmöve“ her.

„Wenn wir von den Viefstern nur nicht allzu viele haben,“ meint Kapitän Pah Paulsen, in den Wind schnüffelnd.

„Fürchtest du Umwetter?“ fragt Balthasar Jwersen. Die Besatzung hockt auf Deck und sückt Segel, puht die Lanzen und Harpunen und reißt dann und wann einen derben Wit.

„Wir werden doch auch nach Neqjavit fahren, Kapitän?“ fragt der Bursch weiter, ohne erst auf Beantwortung der ersten Frage zu warten.

„Ach — ihr mit eurem Neqjavit. Wir wollen unsern Fang an Islands Ostküste machen, und das olle Dorf liegt ganz im Westen. Zum Henker, ihr bringt der Ragnhildur doch nicht die Sterne. Ihr werdet dabei zu Narren und das Mädchen zur alten Jungfer. Der Bauer aus Baer Bjarnar gibt sie nicht raus, diese albernen Silberstücke, und mögt ihr ihm hundert Kurantmark und einen Schilling bieten. Dickköpfig sind die Bütischen auf Island und habaha, abergläubisch wie meines Großvaters Ruhme. Wenn Bölas Bruder auch jeden Schilling zum Schnapskauf brauchen könnte — aber in dem närrischen Brautschmud soll nun einmal das Gör, die hagere Margejet — oder welchen Namen sie hat — in den Stand der heiligen — ach, du leude Lied — der heiligen Ehe treten. Also — trotz Schnaps und Kurantmark — er tut es nicht. Na — Dunner, so'n Rede bringt Durst.“

Und Kapitän Paulsen stampft knurrend davon. Plötzlich schreit der Mann im Mastkorb auf.

„Fische — ich glaube — Fische!“

Alle springen auf, an die Boote.

Aber bugseit — keine Seemeile entfernt — ragen aus der bewegten See drei mächtige weiße Pilze.

Der Kapitän kommt wieder herangestieft.

„Fische? Du Döskopp“, brummt er. Sogleich erkennt er die Gefahr — ein Eis-

berg. Mit scharfer, durchdringender Stimme schreit er dem Mann am Steuer einige Befehle zu.

Stumm blicken die Leute zum seltsamen Eisgebilde hinüber. Wie ein erster Gruß aus dem fremden, unendlichen, unbekanntem, geheimnisvollen Norden ist ihnen der immer näher treibende Eisberg.

Tief im Südosten steht die Sonne. Dort unten, weit, weit liegt die Heimat, und sie fahren immer weiter hinein ins Ungewisse.

Der erste, der von den lässig dastehenden zurück an seine Arbeit geht, ist Harre Ingwerfen. Ihm war der Augenblick des Eisberges nur eine Anflüchtigung: jetzt hat das Faulenzen ein Ende, jetzt beginnt die Arbeit!

Arbeiten! Schaffen! Weitere Wünsche und Gedanken hat Harre Ingwerfen nicht gefasst. Er ist wohl am Sonntagnachmittag einmal in die Koogschenke gegangen, aber nur, weil dann ja doch nicht gepflicht und gemäht werden darf, weil alle es tun. Er hat wohl mit dieser und jener getanzt am Petritag oder zum Erntefest, aber schön tun und hinter den Mädchen herlaufen, das kennt Harre nicht. Arbeiten, daß des Vaters Hof der beste im Koog ist, dafür streben, daß der heimatische Koog am meisten geachtet wird in der ganzen Nordmarsch, das ist des jungen Friesen Denken und Trachten.

Wohl kommen Augenblicke, da auch Harre müßig dasteht und seine blauen Augen verträumt in weite Fernen schweifen läßt, da sich Wünsche und Bilder gaukelnd, lockend vor seinem Geiste bewegen — Ragnhildur. Handeln, tun, was nur getan werden kann, um das Ziel zu erreichen.

Schon vor der Abfahrt hat er dem Kapitän das Versprechen abgenommen, daß die „Koogsmöve“ nach Erlegung des zweiten Wals in Neqjavit anlegen wird. Dann will er zum Baer Bjarnar hinübergehen und alles daran setzen, den Brautschmud für die blonde Ragnhildur zu erwerben.

Ueber Nacht kam ein stärkerer Wind auf, es wurde schneidend kalt. Die See ging hoch. Der nächste Morgen war wieder wolkenlos sonnig, und doch war der Himmel kaum blau. Stahlgrau, kalt, dunkel dehnte er sich über See und Segler.

Am Mittag schrie der Mann im Mastkorb laut jauchzend: „Fische, heuho — drei — vier Fische.“

Die Mannschaft rannte an die Boote. Lanzen und Harpunen blühten im matten Sonnenschein. Laue knarrten, die Rollen der Bootswinden rasselten.

Da sah man sie schon mit bloßem Auge, die hohen Wasserstrahlen der nahenden Wale, dann die plumpen Körper, das Arbeiten der Schwanzflosse. Deutlich konnte man beobachten, wie die Tiere nieder-tauchten, mit Gewalt wieder hochkamen, sodas für Augenblicke mehr als die Hälfte des gewaltigen Leibes aus dem Wasser ragte.

Die Krankeiten ratterten, die Boote wurden hinabgelassen, die Leute kletterten an Schiffswänden hinab. Man legte die langen Riemen ein, daß die Dollen ächzten. Am Steuerruder hinten sieht der Harpunier, die Lanzenspitzen glänzen.

Balthasar Jwersen, der seine Schlappe

vom Vorjahre wieder auswehen und beweisen will, daß er ein Boot zu führen weiß, ist Harpunierer des einen Fahrzeuges.

Die See geht hoch, aber kraftvoll sitzen die Männer an den Riemen, und sicher gleitet das scharfgebaute Boot durch gährende Bogentäler, über hohe Wellenberge.

Jedes Fahrzeug hat sich an die Verfolgung eines Fisches gemacht.

„Heho“ meint Balthasar triumphierend, „was schwimmt da neben unserem großen Kumpen? Ein Junges? Heho, warte, Freund, deine Mutterliebe kommt uns zu paß.“

„Ne, Balthasar, das is nich gut“, sagt der schwächliche Ode Bonten, „wir schlachten doch auch kein Mutterschaf, das mit Lämmern geht.“

„Hä — das will wohl der liebe Gott nicht haben“, äfft Balthasar.

Einen Augenblick denkt auch Harre Ingversen, der neben Tomme Thøfsen auf der Ruderbank hoßt, daß es eigentlich widerlich ist sich die große Fürsorge der Fische für ihre Jungen so zunicke zu machen. Aber dann — „nach dem zweiten Fang geht's nach Neysavit!“

(Fortsetzung folgt.)



## Jahreswende.

Skizze von Fr. A. Kailer.

**D**urch den Park von Karlshof ging, auf einen Stod gestützt, ein junger Offizier. Er war sehr bleich und von jenem leidenden Gesichtsausdruck, der erkennen ließ, daß der Weinschub nicht allein seinen Heimatsurlaub veranlaßt hatte.

Die Sonne schien freundlich auf die winterharte Erde, nun der traurige Dezember mit seinen düsteren Tagen überwunden war, lag schon wieder etwas Verheißung in ihrem Glanz; morgen beginnt das neue Jahr, auf das hoffnungsfrohe Augen schauen — heute ist Sylvester, das den Blick rückwärts lenkt.

Helmut Below, der Erbe von Karlshof, blieb stehen und dachte an die kalte Neujahrnacht des Vorjahres — an die Kameraden, die Freunde — er dachte an den Feldgeistlichen, der zu den Truppen gesprochen hatte wie ein gütiger Vater, den Wegweisend, den jedes Herz einmal finden muß, und die Stätte, da aufgetan wird, so man anklopft. Seitdem waren zwölf lange Kriegsmomente vergangen und noch immer lohnte der Weltbrand. Wenn diese alten Bäume ringsum grünen, wenn die Beete voller Blüten stehen und an den Spalieren das erste Obst reift, was wird dann sein?

Er schob die Mütze aus der Stirn und hielt Umschau; alte, liebe Stätte, Heimat dul Sie hatte ihn wieder — er war Invalide. Als wolle er einen Rundgang zur Begrüßung machen, ging er Schritt für Schritt durch alle Wege, ein Lächeln auf den blassen Lippen. Hinter den Tannen, die die Gärtnerei vom Park trennten, stand

eine schmale Holzbank, so wie sie für Kinder gezimmert wird. Die nahm er zum Ziel — aber die Bank war so niedrig, daß er sich, ohne das verlebte Bein zu belästigen, nicht setzen konnte. Er blieb von neuem stehen — das war ja Lotte Westmanns Lieblingsplatz gewesen, als sie

wieder hatte. In den langen Wochen des Transportes hatte er immer gedacht: wenn ich die Pfarre betrete, steht Lotte in der offenen Tür, streckt mir die Hand hin und sagt mit ihrer lieben, hellen Stimme: „Helmut!“ Aber nichts von alledem. Pastor Westmann war da und die freundliche



Leipziger Press.-Büro.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Zerhobene Kirche von Tholus bei Arras.

beide noch so jung waren, daß ihre gemeinsamen Tage gemeinsame Spiele brachten.

„Lotte ist in der Kreisstadt in einem Lazarett tätig“, hatte der alte Pfarrer gesagt, als Helmut kam, ihn zu begrüßen und Karlshofer Angelegenheiten zu besprechen. Das war ihm eine Enttäuschung gewesen, daß die Jugendgefährtin nicht auf ihn zukam, nun ihn die Heimat endlich

Pastorin — auf Karlshof sein alter Inspektor — sonst niemand. Und gerade nach einem jungen Gesicht hatte er Verlangen und nach frischen, strahlenden Augen, die nichts wußten vom Krieg und der herbesten, bittersten Not. Draußen im Felde hatte er ganz vergessen, daß die Jahre des Erwachsenseins sie einander entfremdeten; anfangs lag nur ein Mißverstehen wie ein



Das vom französischen Panzerkreuzer „Jeanne d'Arc“ beschossene Fabrikgebäude einer deutschen Firma in Jaffa (Palästina). Leipzig. Presse-Büro.

Unsere Feinde haben in ihrem Aerger über ihre Mißerfolge manchmal zu ganz eigenartigen Mitteln ihre Zuflucht genommen, um einmal den Hartenden dabei etwas ganz besonderes zu melden. So verschleppten die Russen friedliche Bewohner aus Ostpreußen und Galizien und berichteten von vielen Gefangenen, welche sie gemacht hatten, die Engländer meldeten aus den Kolonien große Siege — über die Zivilbevölkerung, und Frankreich, das nicht etwa zurückstehen wollte, konnte in Palästina einen schönen Erfolg buchen. In Jaffa beschoss nämlich der französische Panzerkreuzer „Jeanne d'Arc“ eine deutsche Fabrik, angeblich, weil sie für die türkische Militärbehörde arbeitete. Die Begründung traf zwar nicht zu, aber die französische Flottenkommandantur konnte doch nun einmal einen Sieg verzeichnen, damit diejenigen verstummen, die immer wieder fragen, ob die Verluste an den Dardanellen das einzige ist, was von Frankreichs stolzer Flotte zu melden ist. — Unser unteres Bild zeigt bulgarische schwere Artillerie bei einer Übung.



Bulgarische schwere Artillerie bei einer Übung.

Leipzig. Presse-Büro.

leiser Schatten zwischen ihnen, doch allmählich wurde die Kluft immer größer und tiefer. Je mehr wandte er sich ab von dem, was dem Menschen Charakter und Wert verleiht. „Ich verstehe dich nicht mehr, Helmut“, sagte Lotte einmal gelegentlich eines Jagdurlaubes, den er auf Karlsdorf zubrachte, „genügt dir denn das — heute ein Ball, morgen ein Teecabend? Das, was du „entzündendes Gepolter“ nennst, ist doch nur ganz belangloses Gesellschaftsgeschwätz. Du kommst ja nie zu dir selber.“ Er sah das schöne Mädchen von der Seite an. „Du bist komisch, Lotte — wir verstehen uns wohl wirklich nicht mehr!“ — „Nein“, versetzte sie hart und machte in Gedanken einen dicken Strich unter die Jugendzeit mit ihren Hoffnungen und Wünschen. Er sah nicht ihre einsamen Stunden, die angefüllt waren mit den tapferen Kämpfen eines ringenden Herzens — er tändelte weiter, er wurde verwöhnt — er zog in den Krieg. Da zeigte das Leben plötzlich ein anderes Gesicht, da ging es hart, da galt nicht nur der Mut des Mannes und die Pflichterfüllung, da sollte jeder zeigen, was eine stark gefasste Innerlichkeit vermag. Die moralischen Werte waren es, die den Helden stempelten. Plötzlich klang ein Wort auf: Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Brüder. — Helmut Below besann sich auf die Bibel und immer, wenn der Krieg seine grausigste Seite zeigte, wenn der nüchterne, kalte Verstand zurücktrat, um die leisen, zarten Laute der Seele aufklingen zu lassen, dann fiel ihm ein Wort ein aus fernem Tagen, da der alte Pastor Westmann versucht hatte, Marksteine in sein Leben zu tragen: „Einmal kommt das große Haltmachen, lieber Helmut — einmal stehen wir an dem Weiser und müssen uns entscheiden, ob rechts oder links!“ — Lottes blaue Augen sahen ihn frohen Blickes an und ihr ein wenig lässliches Gesicht versuchte ein Lächeln.

Die kleine Kinderbank erzählte von einer Vergangenheit, in der das Kindheitsparadies lag — zwischen der und heute breitete sich ein buntes, lustiges Leben und der Krieg — die Wende! Jetzt, in den langen, stillen Wintertagen, griff seine Hand wieder und wieder nach den Schätzen, die seine Väter zusammengetragen — die große Bibliothek auf Karlsdorf legte ein beredtes Zeugnis für die Geistesstärke der Nation ab.

Und nun, am letzten Abend des Jahres, das seinem Leben Form und Inhalt gegeben, hängte er den grauen Militärmantel um die Schultern und ging die Allee hinunter, auf die kleine Dorfkirche zu.

Im Herrschaftssitz war viel Platz, auf den Bänken lagen Kissen, die seine Mutter gestickt hatte, — er kam allein, er setzte sich in einen Winkel und wartete auf die Dörfler, auf altbekannte Gesichter, denen die jungen, fremden folgten, die groß geworden waren, unterdessen er in der Welt lebte. Auf dem Altar brannten Kerzen und an den weißgetünchten, kalten Wänden hing ein paar Tannenkränze, die die Frau Pastor stets zu den Feiertagen winden ließ.

Die Bauern füllten allmählich die Bän-

ke und als das Harmonium zu spielen begann, trat Lotte Westmann ein. Die blonden Haare stakten unter der Schwesternhaube und ihre aufrechte, schlanke Gestalt umhüllte der Mantel mit den Kreuzabzeichen. Sie ging an Helmut vorüber, erwiderte lieb und freundlich seinen Gruß, ohne ihm ein vertrauliches Gepräge zu geben.

Er dachte: „Lotte, auf dich habe ich gewartet, solange ich hier bin — dein Antlitz trug ich im Herzen von Schlacht zu Schlacht, alles andere fiel ab und zerging wie Staub und Asche!“

Der Geistliche erschien und man sang das deutsche Trugsied „Ein feste Burg ist unser Gott“. Lotte horchte auf. Der da drüben so aus vollem Herzen mitsang, war Helmut Below? Sie sah, daß er den Text nicht mehr auswendig konnte und Zeile für Zeile ablas — aber auf seine blassen Wangen trat ein rötlicher Schimmer und seine Augen leuchteten. Gesenkten Hauptes stand er und hörte den Text an: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kräfte, daß sie auffahren mit Fittichen wie die Adler“ — er ließ den Blick nicht vom Vater, er war in der Welt, über deren Eingang mit ehernen Lettern geschrieben stand: So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen.

Pastor Westmann sprach von den beiden vornehmsten Pflichten, die das neue Jahr uns auferlege: dankbar zu sein gegen Gott und gegen die Brüder und auszuhalten in Treue Lotte dachte es, als hätte der Vater noch niemals so eindringlich gesprochen wie heute, er konnte trösten, ermahnen und Fürbitte tun mit einer Geisteskraft, die über das Alltägliche hinauswuchs.

Das Harmonium begann den Schlußgesang: „So nimm denn meine Hände“ — — — Das war noch niemals am Silvesterabend in der Karlsdorfer Kirche gesungen worden, Helmut sang es mit, den Blick starr zu Boden gerichtet und nun hielt er die Mühe vor das Gesicht und betete.

Das alles war nicht nach dem Herkommen, ein neuer Ton klang durch diese Silvesterfeier; Lotte ging hinaus und wartete wie alle Jahre an der Sakristeithür auf den Vater. Klare, sternfunkelnde Nacht lag über der Welt, hoch am Himmel glänzte das letzte Mondviertel. Im Dorfe wurden allmählich die Fenster wieder hell — eine kleine, stille, friedliche Welt war dieses Fleckchen Erde! Neben der Sakristeithür lehnte Helmut Belows hohe Gestalt an der Wand der Kirche. Er stand ein wenig abgewandt und schaute über den ärmlichen Kirchhof hin — Hügel an Hügel — er dachte an die weiten Plätze da draußen — ein rohgezimmertes Kreuz, eine Mühe, ein Helm darauf — Freund und Feind beieinander. Er seufzte

„Helmut!“

Er ließ ab von seinem Sinnen.

„Ach, Lotte, was für ein Glück mir deine Stimme ist. Glaube mir!“

Sie reichten sich die Hand.

„Ich warte auf den Vater“, sagte sie ein wenig verlegen. Er lächelte.

„Ich auch.“

Die Tür öffnete sich, der alte Herr trat herzu.

„War es denn nun alles recht nach Ihrem Herzen, lieber Freund?“

„Ja, Herr Pastor, um zu danken, bin ich hier!“

„Lotte“, sagte der Vater, „Text und Lieder von heute abend waren auf dessen Wunsch angelesen“, er legte Helmut die Hand auf den Arm, „wir wollen das so beibehalten für später, es kann zum Brauch werden, solange Gott mir Leben schenkt ein Brauch zu Ehren eines heimgekehrten Kriegers.“

Ueber ihr Gesicht ging ein Glänzen. Aber sie bemerzte sich und sagte: „Wie schön das alles war — man muß es fühlen, man kann nicht davon sprechen. — Aber nun wollen wir heimgehen zur Mutter, ein schöner Abend wird unser sein.“

Wie in alten Zeiten legte sie ihren Arm in den Belows.

„Wir lassen das verflossene Jahr hinter uns und gehen mutig dem neuen entgegen — es soll uns stark finden —“

„Und glücklich!“

Sie wehrte ihm leise. „Nicht an uns wollen wir denken, sondern an die große Sache, unter deren Schwere der Erdball zittert; jeder sei auf seinem Posten. In diesen Zeiten fällt jedem Einzelnen ein schönes Amt zu, jedem nach seinem Teil. Das Glück, Helmut, das Glück, ach, mir will scheinen, als ob es hinter einem dunklen Vorhang stünde und nicht wage, hervorzutreten.“

„Es wartet. Seine Stunde kommt!“

Im Pfarrhaus brannten die Lampen und die großen Oefen strahlten eine behagliche Wärme. Als die Neujahrsglocken läuteten, griff Helmut verstohlen nach Lottes Hand, die sich willig in die seine fügte.

„Hand in Hand, Lotte, für einen weiteren Weg, so Gott will!“

Ernst sahen sie sich in die Augen. Aber die Liebe übertrahlte den Ernst und legte sich als verklärender Schimmer über ihre Züge.

„Hand in Hand, Helmut!“

Und sie küßten sich.

## Wenn er wiederkommt.

Von M. v. Lindow.

Im Fenster des traulich-warmen Zimmers ihrer behaglichen Erdgeschossmwohnung saß Josephine Brätkow und sah auf die stille Straße des großstädtischen Vororts hinaus. Es war noch dunkel im Zimmer, trotzdem der Abend schon ziemlich weit vorgeschritten war, aber die rotzudenden Flammen des Holzfeuers im Kachelofen warfen einen warmroten Schein über den Teppich und die Möbel. Und Josephine Brätkow brauchte kein Licht zu ihren Silvestergedanken. — Die waren nicht andere, als sie im Laufe des ganzen Jahres gewesen — bei den Kriegern in der Not der Schlacht

and in der bescheidenen Behaglichkeit ihrer Ruhequartiere, die andern verwöhnten Menschen längst nicht Behaglichkeit bezeugte. Und bei den Gefangenen in Feinsland! Vielleicht war ihr Sohn dabei, ihr einzigstes Kind, während kurzer Jahre ihre einzige Freude!

Am Silvesterabend des vergangenen Jahres hatte sie das letzte Lebenszeichen von ihm erhalten, sie hatte geschrieben, hatte für ihn und die Kameraden Palette geschickt — aber keine Zeile, kein Brief, kein Wort war in ihre Hände gekommen, sie hatte auch hin und wieder einen Brief oder ein Päckchen zurückerhalten — hatte dann gedacht, der Sohn sei verwundet oder gefallen, aber keine Verlustliste meldete ihn, keine Stelle, an die sie sich gewandt, hatte Auskunft über ihn geben können. Er war nicht vermisst, nicht verwundet, nicht gemeldet — er ließ auch nichts, wie andere aus der Gefangenschaft hören — er war eben nicht da! Sie teilte wohl diese Not des schrecklichsten Vermissens mit vielen anderen Angehörigen, aber es trug doch jeder seinen Kummer darüber allein! Wenn sie hätte an ein Soldatenlager denken können! Es war ihr leichter gewesen.

Wenn sie an ein Krankenlager im Lazarett, an seinen Aufenthalt im Gefangenenlager hätte denken können! Es war, trotz der Schwere doch leichter gewesen! Denn — es war dem Sohn zum Segen gewesen, der nichts anderes kannte, als ein Ich, seine Behaglichkeit, seinen Willen! Den begehrlchen Willen zu Lebensgenuß, den sie nicht hatte meistern und brechen können. Nicht mit all' ihrer Liebe, nicht mit Strenge!

Sie hatte sich gefreut, als er Soldat wurde, nun mußte er sich fügen lernen — vielleicht — ach — vielleicht — kam er dann wieder, nicht als der verwöhnte, selbstfüchtige Gemüthsman, der nur seinen Willen kannte, sondern als ein Mensch, der endlich gelernt hatte, Pflicht und Arbeit über Vergnügen und Leichtfertigkeit zu stellen.

Die Glocken der nahen Kirche begannen zu läuten, die Dienerin trat ein: „Gnädige Frau haben mir erlaubt, zur Kirche zu gehen, ich bin ganz pünktlich wieder hier — oder soll ich vorher Tee machen.“

„Nein, Martha, danke — aber du hast doch auch vorgesorgt, für ihn mitgedeckt, dein Bett abgenommen, alles gerichtet?“

„Zawohl, gnädige Frau!“  
Draußen wartete die Portierfrau, die mit Martha zur Kirche ging.

„Es ist ein Jammer mit Frau von Bräckerow,“ sagte die treue Dienerin, „ihre Frage allabendlich ist immer, ob auch des jungen Herrn Zimmer in Ordnung ist, ob auch für ihn mitgedeckt habe. Ein Jahr hat sie nun keine Nachricht von ihm und sie erwartet ihn doch — jede Stunde.“

Josephine Bräcker horchte ein Weilschen auf das Geläut — ach ja Silvesterabend! Sie entsann sich plötzlich, wie sonst dieser Abend froh und laut gewesen, nicht gerade in ihrem Heim — o nein — da war es immer still gewesen, denn seit Kurt erwachsen war, hatte er ihn draußen, irgendwo, mit flotten Gefährten, jedenfalls aber in einer Gesellschaft verlebt, in die seine stolze vornehme Mutter nicht hineinpakte, von der sie kaum etwas wußte.

Silvester! Ein altes Jahr ging zu Ende, ein neues kam! Ein neues Jahr! Sie lächelte, wenn sie an ihre Jugendzeit dachte! Da stand das neue Jahr, in seinem Schleier gehüllt, so glückverheißend an der Schwelle! Glück! Das war es, was man von ihm erhoffte. Aber jetzt? O — jetzt wußte sie seit Jahrzehnten schon, daß die neuen Jahre den alten, die man so froh zu Grabe trägt, gleichen. Kein Jahr bringt nur Glück, kein Jahr nur Unglück — Leid und Freude gemischt, Erfolge und Mißgeschick vereint, Tränen und Frohsinn, Jubel und Trauer — das ist der Menschen Los und Schicksal für jedes Jahr. Und seit sie das in stillen Darüberstehen empfunden und sich zu eigen gemacht hatte, hatte sie ihren Abschied vom alten und ihren Eintritt ins neue Jahr immer mit jener wunderbaren Ruhe und Abgeklärtheit empfunden, die das Geschenk der seelischen Reife sind.

Silvester-Abend! Da durfte sie als Kind aufbleiben und wenn um 12 Uhr die Glocken läuteten, mit Proßt Neujahr rufen — und dann — eines Tages, da hatte sie mit frohen jungen Wägen den Scherz gemacht. Jede hatte für zwei Personen gedeckt — und wer als Gast überraschend an den Tisch trat, das war der künftige Gatte. Was Zufall, daß just Karl Friedrich von Bräckerow plötzlich vor seinem einsamen Gut kam, um die Verwandten zu überraschen und daß er just an ihren Tisch trat?

Und dann die schönen Silvester-Abende auf Bronkowshof — wenn die beiden glücklichen Menschen zusammensaßen, wenn der liebliche Knabe sich jubelnd zwischen ihnen tummelte. Weshalb hatte eine tödliche schnell verlaufende Todeskrankheit ihr so früh den Gatten genommen, den der Sohn so notwendig brauchte? Um ihm nahe zu sein, um ihn nicht zu Fremden zu geben, hatte sie Bronkowshof verpachtet und war in die Großstadt gezogen — um langsam, ganz allmählich — trotz aller Liebe, aller Sorge und alles Verständnisses den Sohn zu verlieren, wenigstens seine Seele. Denn — sie trug die schwersten seelischen Lasten, um ihn nicht ganz zu verlieren, wenn er was oft geschah, plötzlich wochenlang ausblieb, ohne ihr ein Wort zu schreiben, ohne ihr später mit einem Wort seine Abwesenheit zu erklären — wenn er kam — oft verstört — oft mit Schulden beladen, die sie ohne Vorwurf beglich, oft leidend und seelisch niedergedrückt — er fand stets die liebevollste Heimat. Stets war auf seinem Platz am Tisch gedeckt, stets war sein Bett bereit, stets Lampe und Feuerzeug bei der Hand. Ach — es war oft vorgekommen, daß, wenn sie ihn fern währte, sich plötzlich die Thür seines Zimmers öffnete und er heraustrat, freundlich grinsend, als sei er gestand abend von ihr zur Nacht geschieden: „Guten Morgen — Mutter.“

Josephine preßte die Hand auf ihr Herz! Da war es wieder, das merkwürdige atemraubende Pochen und Hämmern, das sie seit jenen Jahren so oft gefühlt. Damals, als es aufbegehrt hatte: „Ich kann ihn doch nicht ganz an das Leben verlieren, laß' ihn mir, großer Gott — laß' ihn mir!“ Und dann wortloser Dank, wenn er wieder hineingefunden

hatte aus wüstem Leben draußen. „Gib ihn mir doch ganz wieder — großer Gott.“

Aber seit Jahren, seit sie wußte, er war ihr seelisch wirklich unrettbar verloren, hatte sie in langem Kampf siegreich überwunden. Nur die liebe Gewohnheit war geblieben: Sein Gedeck lag auf dem Tisch, sein Zimmer war geheizt und behaglich.

„Wenn er nur käme,“ dachte die Frau am Fenster — was würde das für eine Freude sein, würde es ihr dann noch doch vielleicht möglich sein, ihn sich wieder zu erkämpfen mit all' den Erfahrungen, die er draußen gemacht in Kampf und Todesnot?

Sie lehnte ihren schmerzenden Kopf in die Polster. O — dieser Gedanke war zu schön! Er würde dann wieder neben ihr sitzen, würde Interesse für ihre Erlebnisse haben, sie würde ihm Bronkows Erbe geben — sie würde — ach sie würde auch die Schwiegertochter lieben, die ihrem Wesen fremd war.

Ein rosiger Schimmer breitete sich über das einfache Zimmer — sie stand auf und ging in das anstoßende Wohnzimmer, über dem Kamin brannte nur eine einzige Glühbirne unter grünem Schirm — da setzte sie sich und blickte auf das Gedeck ihr gegenüber — auf den Serviettenring, den er schon als Kind erhalten hatte — und da — öffnete sich da nicht die Thür — kam er da nicht im feldgrauen Rock, wie er von ihr Abschied genommen — kam er da nicht? Aber nicht mit dem Antlitz, das sie aus den letzten Jahren kannte — mit den vom Gemüth gezeichneten Zügen, sondern mit dem lieben von der Welt unberührten Zügen, die er als Knabe gehabt, als er zwischen ihr und Bronkow spielte?

Ja — das war er und er trat zu ihr und legte die Arme um sie — und sie wußte — nun war er da für immer — und sie würde ihn nie wieder verlieren — und daß er so seltsam stumm blieb — das kümmerte sie nicht, ihr Glück — ihn wieder zu haben, machte sie auch stumm — —

„Gnädige Frau sind noch im Finstern?“ fragte Martha eintretend — und ihre Hand tastete zum elektrischen Griff — dann trat sie an den Lehnstuhl und starrte erschreckt auf die stille bleiche Schläferin da, der ein Lächeln auf den Lippen stand, wie sie es während der letzten Jahre nie an der Herrin gesehen hatte!

Als die Richten Abschied nehmend an dem Sarge der Tante Josephine standen, erzählte Martha mit leiser Stimme von dem Augenblick, da sie Frau von Bronkow tot im Lehnstuhl gefunden: „und ich denke immer, sie hat noch in ihrer letzten Stunde den jungen Herrn gesehen, so glücklich sieht sie aus.“

### Einspruch.

Am Kopfe einen Spiegel, der die Bilder der Welt voll und rein zurückstrahlt, und im Herzen eine dauerhafte Flamme, welche andern von ihrer Wärme abgibt: Wer das hat, dem kann's nicht fehlen.



**Ernst und Scherz**

**Billige Beleuchtung.** Die billigste Beleuchtung ist auf Kuba zu finden. Dort gibt es ein leuchtendes Insekt, Korujo genannt, von dem ein oder mehrere Dutzend in einen Glaskäfig eingeschlossen, so viel Licht von glänzend grüner Farbe ausstrahlen, daß man lesen kann. Joseph von Trinidad soll mehrere Bände seiner Werke dabei geschrieben haben. Man kann diese Insekten drei Monate am Leben erhalten, wenn man sie häufig badet und ihnen ihre Lieblingsnahrung, „ein Stück Zuckerrohr ohne Schale“, gibt.

**Ein Teppich aus Perlen.** In der Schatzkammer des Maharadscha von Baroda befindet sich ein drei Meter langer, zwei Meter breiter Teppich, der nur aus Reihen von weißen und farbigen Perlen besteht und in der Mitte wie an den vier Ecken Verzierungen aus Diamanten aufweist. Die Herstellung dieses merkwürdigen Teppichs dauerte fünf Jahre und kostete angeblich 4 Millionen Mark. Er verdankt seine Entstehung einer überspannten Laune Kaiserin Kaos und soll zum Geschenk für eine türkische Dame in Mekka bestimmt gewesen sein.



**Ein Frauenreich.** In der holländischen Kolonie der Insel Java gibt es das „Königreich Bantam“, das, wenn auch an Holland tributpflichtig, doch ein kleines, unabhängiges Königreich bildet, das von Weibern regiert und verteidigt wird. Der nominelle Herrscher desselben ist zwar ein Mann, er befindet sich aber in ganz von seinem aus drei Frauen bestehenden Staatsräte abhängiger Stellung.

**Biersilbige Scharade.**

Dem friedlichen Bürger will's sicher nicht  
passen,  
Soll kühn er die beiden ersten erfassen,  
Man kennt deren ganz unzählbare Sorten,  
Aus hartem Metall — aus schneidigen  
Worten.  
Die letzten zwei mag der Kaufmann nicht  
leiden,  
Mit düsteren Mienen nur hört er von  
beiden,  
Und dauert zu lange die lästige Störung,  
So kommt es ihm bald zu voller Empörung.  
Beim Ganzen, da halten eins, zwei, die  
drei, vier,  
Gebändigt erscheint die Kampfesbegier.  
Nicht selten ist's eins, zwei, drei, vier auch  
beschieden  
Zu nahen als Herold des süßesten Frieden.

(Auflösung folgt in Nummer 8.)

lung. Alle Hof- und Staatsbeamten, sowie die Soldaten sind ausschließlich Frauen. Der König hat, wie der Beherrscher von Dahomey, eine berittene Amazonen-Leibgarde, die gut gedrillt und mit Spießen und Karabinern bewaffnet ist. Der Thron erbt vom Vater auf den Sohn fort, und wenn kein direkter Erbe vorhanden ist, treten 100 „Ober-Amazonen“ zur Beratung zusammen und wählen einen Kronprinzen aus ihren eigenen Söhnen

**Rästel-Ecke**

**Scherzaufgabe.**

Wo findet sich in nachstehender Strophe die Mitte?

Das Glück des Lebens schwindet schnell,  
Es ist zerbrechlich Glas.  
Oft war's ein Tropfen sonnig hell,  
Im großen weiten Maß.  
Drum klug, wer bei ihm planvoll weilt,  
Sich klar, daß es ein Traum,  
Er wird bestimmt, wenn ihm der Traum entteilt,  
Stets kühn und stolz noch stehn im Erdenraum.

**Biersilbige Scharade.**

Was an Niebegriffnem uns gelassen,  
Kann man in die ersten beiden fassen.  
Was uns lieb und wert, zum Dienst mag passen,  
Werden nicht die beiden andern fassen;  
Und das Ganze dient oft nähr'ichen Massen,  
Einen Weisen hinterläßt zu fassen.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Jhring, Berlin.  
Verl.: Jhring & Neumanns Hof- u. M. B., Berlin SO. 10.





# Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung  
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

Gratisbeilage zur „Alldeiner Zeitung“.

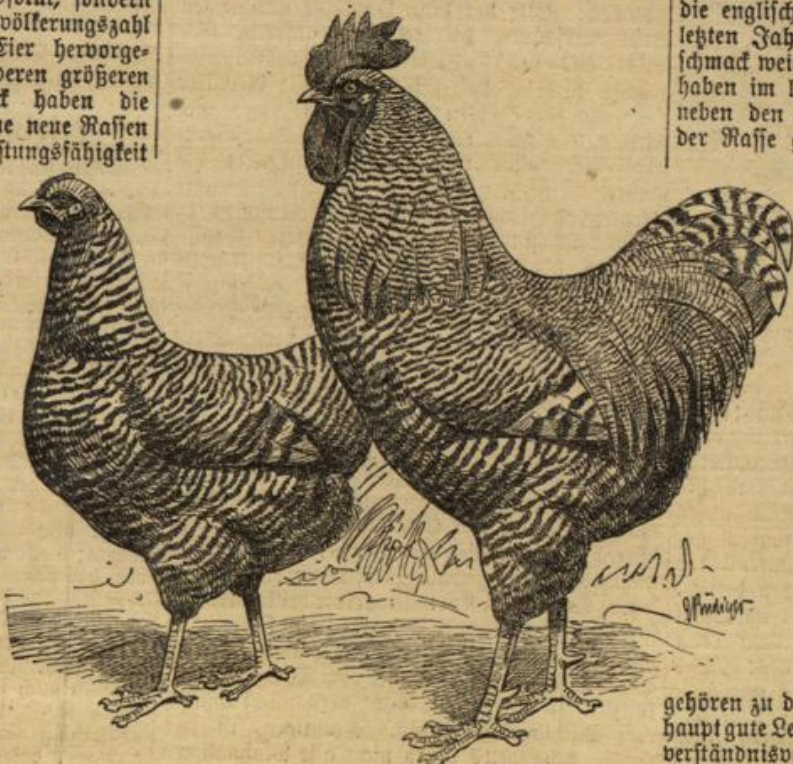
1916.

Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Gesetz vom 19. Juni 1901.)

## Gestreifte Plymouth-Rocks.

Von Dr. Blanke (mit Abbildung).

Die nordamerikanischen Unionsstaaten hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Geflügelzucht einen glänzenden Aufschwung genommen und spielt eine für die Ernährung des Volkes ungemein wichtige Rolle; denn es ist in der Union nicht nur absolut, sondern im Verhältnis zu der Bevölkerungszahl mehr Geflügelfleisch und Eier hervorgebracht, als in irgend einem anderen größeren Lande. Mit großem Geschick haben die Amerikaner namentlich verschiedene neue Rassen vorgebracht, die mit hoher Leistungsfähigkeit in Form und prächtige Zeichnung des Gefieders versehen, also in gleicher Weise den Geflügelzüchter befriedigen, es um höchsten Eier- oder Fleischertrag zu tun ist, wie den Liebhaber, dessen Ideal die besten Hühner sind, und den Auszüchter, der um Ausstellungspreise ringt. Die meisten dieser amerikanischen Rassen sind aus Kreuzungen zwischen asiatischen und europäischen Rassen hervorgebracht worden, indem man sich bemüht hat, deren beiderseitige Eigenschaften nach Möglichkeit zu vereinigen. Zu ihnen gehören die gestreiften Plymouth-Rocks als eine der schönsten amerikanischen Schöpfung, und zwar insbesondere die gestreiften, welche der älteste und am meisten verbreitete Farbentypus derselben sind. Zuerst wurden sie in Deutschland vorgebracht.



Plymouth-Rocks (gestreifte).

und dadurch wurden sie grobknochig und grobfleischig, ihre Brutlust nahm zu, und infolgedessen ließen sie im Eierertrage nach. Was die Gefiederzeichnung betrifft, so bevorzugten die Engländer möglichst dunkelgezeichnete Tiere, wodurch es kam, daß die Nachzucht manchmal sogar rein schwarz ausfiel oder verschwommen wurde. Die Amerikaner hingegen arbeiteten mit Eifer an der Vervollkommnung der Rasse, züchteten weniger schwere Tiere mit feinerem Knochenbau, denn die Plymouth-Rocks sollten eine Rasse von möglichst hohem Eierertrage bleiben, was man dort auch erreicht hat. Ebenso erstrebte man eine feinere Zeichnung; an die Stelle der grauweißen Grundfarbe trat ein helles Bläulichweiß und an die Stelle der grau-

schwarzen Streifen, die quer über das Gefieder gehen und mit der Grundfarbe verschwimmen, glänzend-schwarze, scharf abgegrenzte Streifen von gleicher Breite wie die Streifen der Grundfarbe. So entstand die vollendet schöne Zeichnung, die wir jetzt auf unseren Ausstellungen an den Plymouth-Rocks bewundern; denn in Deutschland herrschte zwar anfangs die englische Zuchtrichtung vor, hat aber in den letzten Jahren völlig dem amerikanischen Geschmack weichen müssen; ja, die deutschen Züchter haben im letzten Jahrzehnt mit großem Erfolge neben den Amerikanern an der Verschönerung der Rasse gearbeitet und die Engländer weit aus überflügelt.

Jedoch nicht bloß bei den deutschen Rasse- und Schauzüchtern, sondern auch bei vielen Nutzzüchtern sind die Plymouth-Rocks wegen ihrer wirtschaftlichen Eigenschaften sehr beliebt geworden, vor allem auch wegen ihrer Härte und Unempfindlichkeit gegen rauhe Witterung, die ihnen ebenso in Skandinavien und Dänemark, in Rußland und anderen Ländern mit rauhem Klima weite Verbreitung verschafft hat. Schon die Küken sind hart und leicht aufzuziehen und wachsen schnell heran. Vielfach beginnen sie bereits mit 6 Monaten zu legen, in der Regel jedoch erst mit 8 bis 9 Monaten, weshalb frühe Bruten zu empfehlen sind, um von ihnen im Winter Eier zu erhalten; denn sie

gehören zu den besten Winterlegern, wie sie überhaupt gute Legehühner sind; denn sie bringen es bei verständnisvoller Pflege und Züchtung durchschnittlich auf 140 bis 150 Eier im Jahre von bräunlicher Färbung und 60 bis 70 g Gewicht, vielfach auch noch höher. Dabei sind die amerikanischen und deutschen Plymouth-Rocks auch gute Fleischhühner mit kurzfasrigem, wohlgeschmedendem Fleisch und eignen sich gut zur Mast; die Tiere englischer Zucht haben größeren Knochenbau und größeres Fleisch. Die Hähne werden ausgewachsen 4 bis 4½ kg schwer, die Hennen 3 bis 3½ kg, ältere Tiere sogar noch schwerer. Die Hennen brüten und führen sehr gut; im Alter wird ihre Brutlust leicht zu groß, weshalb es ratsam ist, sie nach der dritten Legeperiode, also im Alter von 3½ Jahren, abzuschlachten.

Die Plymouth-Rocks sind ein großes, kräftiges und doch dabei elegantes Huhn, eine der größten Rassen von hoher und breiter Stellung

allein mit der Vervollkommnung der Zeichnung paßte das Wort nicht, und es wurde vor einigen Jahren eine treffendere „gestreifte“ an die Stelle gesetzt. Sie sind in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts aus Dominikanern, arzen Javas, Cochins und Brahma herabgeleitet worden und kamen in den 70er Jahren nach Europa, wo sie zunächst in England, sodann auch in Deutschland wegen ihrer Schönheit und Nutzbarkeit begeisterte Aufnahme fanden. In Amerika sind sie noch heutzutage meistverbreitete Rassenhuhn, ja das eigentliche Nationalhuhn, dem freilich von den etwas später entstandenen Wyandottes dieser Rang gemacht wird.

und stolzer Haltung. Der Rücken ist breit, die Brust ist tief, die Flügel sind hochgetragen und kurz, weshalb die Kasse Umzäunungen von mäßiger Höhe nicht überfliegt. Der Stamm ist klein, aufrechtstehend, der Schwanz kurz, voll und breit. Die mäßig langen, unbefiederten Läufe sind von glänzend gelber Farbe, ebenso der Schnabel.

Den vollen Reiz der Farbewirkung kann natürlich unsere Abbildung nicht wiedergeben; sie veranschaulicht aber ganz gut, was hinsichtlich der Zeichnung von den Züchtern erstrebt und, wenn auch nicht bei allen Tieren der Zucht, — denn leicht ist diese nicht — so doch bei vielen Ausstellungstieren in mehr oder weniger vollkommenem Maße erreicht wird, nämlich ganz regelmäßige Zeichnung, je nach den verschiedenen Körperteilen zwar breiter oder schmaler — am schmalsten im Hals- und Sattelbehang der Hähne — aber für den gleichen Körperteil von tunlichst gleicher Breite. Dabei sollen die gleichfarbigen Streifen jeder Feder sich auf der Nachbarfeder fortsetzen, so daß sie möglichst wie fortlaufende Ringe um den ganzen Körper aussehen; das kommt auf unserer Abbildung nicht ganz zur Erscheinung.

### Landwirtschaftliche Monatsbetrachtungen.

Von Gevatter Christian.\*)

Gott zum Gruß, Ihr lieben Gevattersteine fern und nah, weit und breit! Allen sei Gesundheit, Kraft und Ausdauer im Beruf, Glück in Familie, Haus und Hof, Feld und Wiese beschieden. Gottes Segen sei mit uns allen, mit unserem ganzen Vaterlande!

Ach, Gevattern, die Neujahrsglocken klingen in diesem Jahre gar ernst; denn wir sind in das dritte Kriegsjahr eingetreten, und bei dem herrlichen Neujahrsgesange unseres Paul Gerhardt:

„Durch Krieg und große Schrecken,  
Die alle Welt bedecken“

stahl sich so manche Träne in das Auge. Ernst ist auch die Stimmung in vielen Häusern; denn an so manchen unter uns ist im vergangenen Jahre der Ruf ergangen: „Nimm deinen Sohn, den du lieb hast, und opfere ihn, opfere ihn auf dem Altar des Vaterlandes!“

Aber bedenken wir auch, Freunde, daß die zahlreichen Opfer nicht umsonst gebracht sind; denn gar herrlich sind die Erfolge, die unsere tapferen Heere erzielt haben. Wenn wir, Gevattern, uns die Karte von Europa ansehen und bedenken, gegen welche gewaltigen Mächte unser eingeleitetes Deutschland Krieg zu führen gezwungen ist, und daß sich bisher überall der Sieg an die Fahnen unserer Truppen heftet, sei es im Norden oder im Süden, im Osten oder Westen, so müssen wir uns doch recht klein vornehmen und demütig bekennen: „Das war Gottes Finger!“ Darum dürfen wir aber auch, lieben Freunde, mit der Hoffnung in das neue Jahr gehen, daß Gott weiter helfen wird.

Aber, Gevattern, nicht allein unsere tapferen Feldgrauen sollen kämpfen, denn das wäre ja

eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, sondern auch wir, die wir jetzt vielleicht im warmen Stübchen sitzen und uns des Abends in das schöne Federbett legen können, sollen den Krieg zu einem guten Ende führen helfen; ein jeder soll an seinem Teile und in seinem Kreise seine „verdammte Pflicht und Schuldigkeit“ tun. Alle geistigen und körperlichen Kräfte müssen geweckt und auf das eine Ziel gespannt, alles muß mobil werden. Nun läßt es sich gar nicht leugnen, Gevattern, daß alle Volksschichten einen großen Opfersinn bekundet haben; aber leider sind auch Enttäuschungen nicht ausgeblieben, und es kann daher nicht schaden, wenn wir in kurzen Zügen einige Beispiele, welche meine Behauptung beweisen, an uns vorübergleiten lassen.

Zunächst, liebe Freunde, hatte ich von dem Kriege erwartet, daß der Materialismus, jene Erscheinung, an dem unser Volksleben seit Jahren krankt, jene Gewinn- und Genußsucht, welche nur ihre eigenen Vorteile im Auge hat, ganz gleich ob so und so viele Menschenfänger darüber zugrunde gehen, durch ihn beseitigt werden würde. Leider muß ich heute wehmütig bekennen: „Es war eine arge Enttäuschung!“ In den häßlichsten Formen hat sich der Materialismus während des Krieges bemerkbar gemacht; ungeheure Bucherpreise sind erzielt worden. So bekamen wir Landwirte z. B. für den Zentner Gerste 15 Mark, gewiß ein annehmbarer Preis; aber wir mußten für einen Zentner Gerstenschrot 32 bis 36 Mark zahlen. Na, und was für eine Sorte Schrot war das! Gevattern, ist das nicht himmelschreiend! Wer hat denn wohl die gewaltigen Preisunterschiede, die zwischen unserem Getreide und den Futtermitteln bestanden, eingestekt, wer hat sie „geschluckt“, wie Gevatter Lehmann sagt? Wir kommt es so vor, Gevattern, als wolle man durch die Schumpereien über den alles verteuern den Landwirt die wahren Missetäter verdecken. Gewiß, liebe Freunde, haben wir alle unsere Erzeugnisse zu einem an sich annehmbaren Preise bezahlt erhalten, aber wir mußten dagegen für Futtermittel wahre Phantasiereise zahlen. Gevattern, diese Bucherpreise werfen kein gutes Licht auf unser Volk. Möge im neuen Jahre an dieser Stelle mit einem eisernen Besen ausgekehrt werden!

Aber, Gevattern, gucken wir doch nicht nur nach drüben, nach der anderen Seite, halten wir doch auch bei uns Einkehr und schlagen wir einmal an unsere eigene Brust; denn auch in unseren Kreisen habe ich arge Enttäuschungen erlebt. So oft eine Erhebung stattfand, sei es über Roggen, Hafer oder Gerste, erhob sich da nicht sofort ein gewaltiges Knurren? Bei der letzten Angabe der Kartoffelvorräte bei der Abend-sprache schlug Gevatter Lehmann sogar so gewaltig mit seiner schweren Faust auf den Stammtisch, daß eine Ecke abbrach, alle Gläser vom Tisch heruntertanzen, so daß er mit Recht verdonnert wurde, eine Tischlage zu geben. Gevattern, ist das richtig gehandelt? Sind nicht alle Maßnahmen unserer Behörde auf das Wohl des ganzen Staates, nämlich auf das Durchhalten, gerichtet? Gevattern, wir dürfen uns doch jetzt nur von dem Gedanken leiten lassen: „Jeder muß für die Sicherstellung unseres Heeres und Volkes seine Schuldigkeit tun und darf auch vor keinerlei Entbehrungen und Unbequemlichkeiten zurückschrecken.“ Es wäre doch schrecklich, Gevattern, wenn unsere heimkehrenden Krieger uns den Vorrat machen müßten: „Ihr habt einen Hungerfrieden schließen müssen!“ Auch Kartoffeln, an denen in diesem Jahre sicherlich kein Mangel ist, haben verschiedene Gevattern in Erwartung höherer Preise zurückhalten versucht, so daß mehrere Königliche Landratsämter sich bereits zu Strafandrohungen veranlaßt gesehen haben. Gevattern, ich kann nicht umhin, es in dieser Beziehung mit

einer Eingabe des hannoverschen Bürgervereins zu halten, in der es heißt: „Der Segen des Allmächtigen, der sichtbar in der reichen Ernte unseres Volkes zugebracht, sondern allen Völkern genossen. Dieser Segen weiten Kreisen des Volkes, namentlich der städtischen Bevölkerung vorzuenthalten, bedeutet nach unserer Ansicht eine durch nichts zu beschönigende Bösartigkeit, zumal der von dem hohen Reichsamt festgesetzte Preis ein überaus gewinnbringender ist.“

Gevattern, wir, die wir ja die Sache aus der Praxis verstehen, wissen ja, daß die Höchstpreise durchaus nicht so gewinnbringend sind, wie die Stadtleute annehmen, aber werden auch dabei bestehen, und Bucherpreise weisen wir im Interesse unseres ehrlichen Namens und zu Ruh und Frommen unserer geliebten Vaterlandes zurück.

Ach, Gevattern, unsere Abhängigkeit vom Auslande ist doch leider noch ziemlich groß. Im Jahre 1912 führten wir pflanzliche Stoffe die unmittelbar zur menschlichen Ernährung Verwendung fanden, für 824 Millionen Mark und für die Viehfütterung bestimmte im Werte von 1472 Millionen Mark, zusammen also für 2297 Millionen Mark, ein. Dennoch liegt der Grund zu Besorgnissen vor, und bange macht es nicht. Die Ausbesserungspläne unserer Feinde werden sich sicherlich nicht erfüllen, zumal ja nun jetzt auch der Weg zum Orient ist. Jedoch muß ein jeder unter uns seine Kraft anspannen, jeder an seinem Plage seine Schuldigkeit tun und die erlassenen Vorschriften unserer Behörden genau erfüllen; seien wir treu bis ins Kleinste! Der deutschen Erde verdanken wir es, daß uns andere Nationen beneiden. Möge es auch im neuen Jahre, möge es für ewige Zeiten so bleiben!

### Kleinere Mitteilungen.

Fütterungsversuche mit Pilschkähen. Ein neuer Bericht des Versuchslaboratoriums von Tierärztlichen und Landwirtschaftlichen Hochschule in Kopenhagen umfaßt Versuche mit Runkel- und Kohnrüben, Versuche mit Kakaofrüchten und eine Mitteilung der bakteriologischen Abteilung des Versuchslaboratoriums über Fälle von Theobrominvergiftung bei Kakaofutterverabreichung. Die vergleichenden Versuche über den Futterwert von Runkel- und Kohnrüben erstreckten sich zugleich auf den Futterwert der Trockensubstanz von mürber oder minder trockenstoffhaltigen Stämmen verschiedener Arten. Die Kakaofrüchte, die erst seit einiger Jahren in Dänemark eingeführt worden sind, stammen aus den Abfällen der Kakaofabriken her. Wie vermahlene Kakaoshalen, zusammen mit erdöltem Kakaomehl, ergeben die sogenannten Kakaofrüchte; vielfach kommt aber auch ein Futtermittel vor, das allein aus den vermahlene Kakaoshalen besteht. In der neuesten Zeit sind Kakaoshalen zugleich als Aufzuchtungsmedium für Melasse war Blutfutter benutzt worden. Kakaofrüchte haben eine recht schwankende Zusammenfassung und deshalb auch sehr verschiedenen Futterwert. Raffinierter Bestandteile der Kakaomasse selbst sind nahezu vollständig verdaulich, die Nährstoffe der Schalen dagegen, besonders die Eiweißstoffe, fast un-verdaulich. Die Fettstoffe werden wiederum sehr gut verdaut. Das Futter aus Kakaofrüchten wird ebenfalls gern genommen, sein Koffein- und Theobromingehalt als günstig für den Stoffwechsel hingestellt. Nach den vorliegenden Versuchsresultaten stellt sich die Sache erheblich anders, und für giftigen Wirkungen, zumal des Theobromin, gehalten, rufen in die erste Reihe. Die Versuche ergaben, daß eine Theobromingabe, entsprechend einer Menge von 35 g des vorliegenden Kakaofutters, in einem einzelnen Falle genügt, um ein Huhn zu töten. Wird diese Menge mehrerer Tage hintereinander gegeben, so ist sie unbedingt als tödlich anzusehen. Selbst wenn das Kakaofutter bedeutend geringere Theobrominmengen enthält als die benutzten Präparate, so übertrifft ihm doch die Bezeichnung „Futtermittel“ nicht zukommen. Laut Schlussergebnis des Versuches berichts ergab die Vergleichung zwischen Runkel- und Kohnrüben: a) Wenn die Rübe dieser

den Substanzmenge von beiden Rübenarten  
hellen, so war die Kohlrübenstoffs-  
substantz was mehr wert als die Runkelrübenstoffs-  
substantz; doch war der Unterschied durchschnittlich  
gering, daß eine Trockenstoffeinheit in jeder  
beiden Rübenarten praktisch genommen gleich  
oder Futtereinheit gerechnet werden kann. b)  
Kohlrüben gaben der Butter eine größere  
Zahl, also auch einen größeren Meingehalt  
die Runkelrüben, und machten dadurch die  
Butter weicher. Gleichzeitig erhielt die Kohlrüben-  
Butter einen größeren Wassergehalt und die Butter-  
einen größeren Fettgehalt, ein Unterschied,  
aber durch Behandlung von Sahne und Butter  
geglichen werden konnte. — Beim Vergleich  
zwischen Rüben mit größerem und geringerem  
Trockenstoffgehalt wurde so gut wie kein  
Unterschied im Futterwerte gefunden, wenn die  
Trockenstoffmenge im Verhältnis zum  
Trockenstoffgehalt der Rüben stand. — Die  
Kalaolchen vermehrten den Fettgehalt der Milch,  
verminderten aber zugleich die Milchmenge, so  
daß das Gesamtgewicht der Milch nicht vermehrt  
wurde, und zwar auch dann, wenn die Kalaol-  
chen als Zusatzfutter gegeben wurden. Da  
die Kalaolchen sich als so giftig erwiesen, daß  
sie einen schädlichen Einfluß auf die Milchab-  
sonderung ausübten, dürfen sie nicht als Futter  
für Milchläue angewendet werden.

**Ochsenmast.** Zur Mast eignen sich am besten  
junge Ochsen im Alter von etwa zwei Jahren.  
Bei Tieren in diesem Alter erzielt man nicht nur  
eine schnellere Zunahme des Lebendgewichts als  
bei jüngeren oder älteren Tieren, sondern bei dem  
Schlachten haben diese auch verhältnismäßig den  
geringsten Verlust. In der Regel werden ja aus-  
angelierte Ochsen zur Mast aufgestellt; aber in  
kleinen Wirtschaften, in welchen eine umfang-  
reiche Mast stattfindet, sollten Tiere von dem be-  
rechneten Alter vorgezogen werden.

**Goldfische** brauchen in den Wintermonaten  
eine geringe Fütterung, da durch die Futterauf-  
nahme leicht eine Verstopfung herbeigeführt wird,  
welche bei den Fischen oft tödlich wirkt. Dagegen  
vergesse man nicht, den Fischen im Winter und  
noch später alle vier Tage frisches Wasser zu  
geben, wobei darauf zu achten ist, daß dies mög-  
lichst die Temperatur hat, wie das alte Wasser.  
Man tut daher gut, es erst längere Zeit im  
Zimmer erwärmen zu lassen.

**Kartoffelaufsatz mit Tomaten und Rind-  
fleisch.** Ein gutes, kräftiges Eintopfgericht. Kar-  
toffeln werden in der Schale gekocht und ab-  
geschält. Das Rindfleisch wird gehackt. Man  
rechnet ungefähr 1/2 kg Rindfleisch auf 1 kg Kar-  
toffeln. Etwas geräucherter Speck wird in kleine  
Würfel geschnitten und Zwiebeln, ebenfalls in  
Würfel geschnitten, hellgelb darin gedünstet. Die  
Kartoffel in Auflaufform, die man leicht einsetzt, belegt man  
erst mit den in Scheiben geschnittenen Kar-  
toffeln; darauf gibt man etwas Speck und  
Zwiebeln. Dann gibt man eine Lage in Scheiben  
geschnittene Tomaten (jezt nimmt man natürlich  
eingemachte dazu), dann eine Lage gehacktes  
Fleisch, darauf Salz und Pfeffer. Dies wieder-  
holt man, bis der Vorrat verbraucht ist. Den  
Schluß bilden Kartoffeln, auf die man noch ein  
wenig Fettstücken gibt. Statt Fett kann man  
auch von der abgekochten Milch den Rahm darauf  
geben. Über das Ganze gießt man entweder  
Wasser, in dem zwei Fleischbrühwürfelchen auf-  
gelöst sind, oder aber Milch, was ich bevorzuge.  
In Backofen eine gute Stunde gebacken, wird es  
der Form aufgetragen.

**Karpfen in Bier.** Die Karpfen werden ge-  
schlachtet, das Blut aufgefassen. Dann werden sie ge-  
wuschelt, ausgenommen, gewaschen und in Stücke ge-  
schnitten. Nun tut man die Fische schichtweise mit nicht  
zu wenig Zwiebel (auf 1 Pfund Fisch 100 g), ein paar  
brüner Gewürz, einem Lorbeerblatt, einigen  
Zitronenscheiben, zwei Körnern Pfeffer, nicht zu  
wenig Salz (nach Geschmack), etwas Zucker in den  
Topf, gießt so viel Braun- oder Weißbier darüber,  
daß die Fische knapp davon bedeckt sind. Nun  
reicht man ein Stück Schwarzbrot, so daß es  
über bis fünf Eßlöffel geriebenes Brot gibt, bestreut  
die Fische damit und stellt den Topf auf starkes  
Feuer. Je schneller der Fisch kocht, je schöner  
bleibt er im Geschmack. Sind die Fische gar,  
werden sie mit einem Schaumlöffel heraus-  
genommen, die Tunke durch ein Sieb gestrichen  
und über die Fische gegeben. Will man  
den Fischen einen noch kräftigeren Geschmack  
geben, so kann man ein Glas roten Koch-

wein der Tunke beimischen. Auf diese Weise  
kann man Bleie, Schleim, Weis, Quappen und  
Kale kochen.

**Kastanienkuchen.** Bei dem jetzt knapp zu-  
gemessenen Mehl können Kuchen nur selten auf  
den Tisch kommen. Der nachstehende Kastanien-  
kuchen, der kein Mehl erfordert, dürfte daher sehr  
willkommen sein. Man nimmt 1 1/2 kg edle Kastanien  
und läßt sie mit den Schalen in Wasser weich  
kochen. Darauf öffnet man sie durch einen Ein-  
schnitt in der Mitte der Frucht und läßt das Mark  
herausfallen, das nun durch ein feines Sieb  
hindurchgestampft wird. Man erhält eine feine  
weiße, mehrlartige Masse. Inzwischen hat man  
375 g Zucker in zwei Glas Wasser aufgelöst und  
bereitet davon einen dicken Sirup, indem man  
den Zucker mit dem Wasser so lange kochen läßt,  
bis er ganz dick geworden ist. In diesen fast völlig  
erfalteten Sirup mengt man allmählich das  
Kastanienmehl unter ständigem Rühren, tut ihn  
in eine mit Butter gut ausgestrichene Form und  
schiebt ihn noch eine Stunde in einen sehr mäßig  
erwärmten Backofen. Wer den Geschmack noch  
verfeinern will, kann dem Teig etwas Vanille  
hinzufügen, auch kann der nach dem Backen er-  
faltete Kuchen durch Zuckerguß glasiert werden,  
wodurch er ein hübscheres Aussehen erhält. M. Tr.

**Bereitung von Seife aus Dachsfett.** (Zugleich  
Fragebeantwortung.) Da das Wildfett des Dachses  
durchweg stark mit Fett durchwachsen ist, so kann  
man fast den ganzen Körper zum Seifekochen  
verwenden. Man rechnet auf 25 kg durchwachsenes  
Wildfett und Fett vom Dachse ungefähr 16 kg  
Seifenstein und 50 Liter Wasser. Fett, Seifen-  
stein und Wasser schüttet man am Abend vorher  
in einen Mauerkessel und macht ein gelindes  
Feuer darunter, damit die Masse leicht erwärmt  
wird. Am nächsten Morgen läßt man die Masse  
unter beständigem Rühren, damit sie nicht über-  
kocht, 1 1/2 Stunde kochen. Hat sich alles Fett  
aufgelöst, so wirft man ungefähr 1 bis 1 1/2 Pfund  
Salz hinein, welches das Scheiden der Seife von  
der Lauge bezweckt. Sollte sich die Seife dann  
noch nicht von der Lauge trennen, so ist noch  
mehr Salz hinzuzufügen.

### Neue Bücher.

**Im Wasgenwald.** Ein Jäger- und Kriegs-  
roman aus dem Grenzlande. Von Ferdinand  
von Raesfeld, Neudamm 1915. Verlag von  
J. Neumann. Preis geheftet 3 M., gebunden  
3,50 M.

Wohl die meisten der Jäger und Forstleute kennen  
Ferdinand von Raesfeld aus seinen Schriften über das  
Rot- und Rehwild. Mit vorstehendem Roman tritt  
der Verfasser vor das große Publikum. Sein Werk  
eignet sich gewiß in erster Linie für den Jäger; aber  
auch der Nichtjäger wird es mit voller Befriedigung  
lesen. Wie lebensvoll treten uns die Gestalten  
des Romans vors seelische Auge. Der alte Ober-  
jäger Föhrenbach, der getreue Diener der Herren  
von Besser, das gesamte Bessersche Forst- und  
Jagdpersonal — alles Kraftgestalten aus dem  
Leben herausgegriffen.

Mit welcher inniger Liebe widmet der alte  
Föhrenbach sich der Erziehung seiner Annemarie.  
Die Geburt der Tochter kostet der Mutter das  
Leben. Wie naturwahr behandelt Verfasser den  
Seelenzustand des jungen Witwers. Dazwischen  
tritt der Schurke von der Hule. Ein verlappter  
Spion von der Vereinigung Souvenir de francoise  
schwindelt sich in die Familie eines deutschen, treu  
deutschen Forstmannes ein. Die ahnungslose  
Tochter, die ihn heiratet, ist für den Vater verloren.

Dann bricht der Weltkrieg aus. Der Wasgenwald  
ist der Schauplatz der ersten Gefechte. Unsere  
braven Jäger gehen vor. In einer Schmuggler-  
unterkunft findet Föhrenbach einen schmachtvollen  
Tod. — Der Französerling Buchwieser hat Anne-  
marie verlassen. Sie eilt zu ihrem Vater, um sich  
mit ihm auszusöhnen, und — findet ihn tot.  
Soweit kurz der Inhalt.

Wie ausgezeichnet versteht es Ferdinand von  
Raesfeld, seinen Wald zu schildern — zu jeder  
Tages- und Jahreszeit. Wie treffend zeichnet er die  
Charaktere der Menschen. Auch der treuen Hunde  
gedenkt er als edler Jägermann des öfteren. —  
Das ist ein Buch, so recht geschaffen für den  
Weihnachtsstisch des Jägers sowohl für die daheim,  
wie für die armen Verwundeten in den Lazaretten  
und schließlich auch für alle die Tapferen von der  
grünen Farbe, die draußen auf der Wacht liegen.  
Aber auch denen, die keine unmittelbaren

Beziehungen zu Wald und Jagd haben, wird  
der Wasgenwaldroman eine willkommene Fest-  
stunde bereiten.

**Kalender für Geflügelzüchter auf das Jahr 1916.**  
300 Seiten in Leinen gebunden mit Tafel.  
Ausgabe A Preis 60 Pf. (franko 70 Pf.);  
Ausgabe B mit dem besonderen 128 Seiten  
starken Fest: „Hilfsstabellen für Geflügelzüchter“  
Preis 1 M. (franko 1,15 M.). Verlag von  
Fritz Penningstorff, Berlin W 57.

Wir können den Kalender, der sich nun schon  
seit 17 Jahren bewährt hat, jedem Geflügelzüchter  
angelegentlich empfehlen.

### Frage und Antwort.

Ein Ratgeber für jedermann.

(Da der Druck der hohen Auflage unseres Blattes sehr lange  
Zeit erfordert, so hat die Fragebeantwortung für den Leser nur  
Haupt, wenn sie brieflich erfolgt. Es werden daher auch nur  
Fragen beantwortet, denen 20 Pf. in Briefmarken bei-  
gefügt sind. Dafür findet dann aber auch jede Frage breite  
Erledigung. Die allgemein interessierenden Fragestellungen werden  
außerdem hier abgedruckt. Anonyme Zuschriften werden grund-  
sätzlich nicht beachtet.)

**Frage Nr. 327.** Wegen Mäusestrafes muß ich  
seit drei Jahren Karotten, Schwarzwurzeln und  
Sellerie im Frühjahr in den Keller bringen.  
Vorigen Winter fragten mich die Mäuse Spinat und  
Kraustohl völlig weg. Nun sind auch dieses Jahr  
vom Kraustohl nur noch die Strünke übrig. Daß  
es Mäuse sind, beweisen die zahlreichen Löcher.  
Wie vernichte ich sie? Frau P. in Sch.

**Antwort:** Eine erfolgreiche Bekämpfung  
von Mäusen in Hausgärten, insbesondere von  
Wühlmäusen, ist ziemlich schwierig. Im allge-  
meinen wendet man mit Strypchnin vergifteten  
Hafer oder Weizen an, den man in und um die  
Mauslöcher streut. Hierbei ist notwendig, daß  
man die Körner nicht mit der Hand anfakt, weil  
sonst die Tiere dieselben nicht fressen. Neuerdings  
wird das Auslegen von mit Mattenfeuchbazillen  
getränkten Brotschnitten empfohlen. Das Ver-  
fahren ist für den Menschen durchaus ungefährlich.  
Die Bazillenkulturen erhalten Sie von der bakterio-  
logischen Abteilung der Chemischen Fabrik von  
Dr. H. Noerdlinger in Hlörheim. Ein Körner  
Bazillen ist für einen größeren Garten vollkommen  
ausreichend und kostet 0,75 M. G.

**Frage Nr. 328.** Gibt es ein durchaus wirk-  
sames Mittel gegen Pferdeberäube? Peruballam  
ist mir zu teuer, da ein von der Landwirtschafts-  
kammer gekauftes, mit Räude behaftetes russisches  
Beutepferd mir meinen ganzen Pferdebestand  
angehekt hat. Ist die Landwirtschaftskammer für  
den Schaden haftbar zu machen? F. S. in S.

**Antwort:** Die Wirksamkeit der Mittel gegen  
Räude hängt sehr von deren Ausbreitung ab.  
Wenn sich die Räude nicht nur auf Kopf und Hals  
beschränkt, sondern sich über den ganzen Körper  
ausdehnt, so überlassen Sie deren Behandlung  
am besten einem Tierarzt. Ein sehr wirksames  
Räudemittel ist eine Salbe, bestehend aus 1 Teil  
Kreolin, 10 Teilen Holzteer und 10 Teilen Schmier-  
seife. Diese Salbe muß nicht nur auf die Räude-  
flecke, sondern darüber hinaus auf die anscheinend  
gesunde Haut recht kräftig eingerieben werden.  
Bei Vorkenbildung empfiehlt es sich, die Grinde  
24 Stunden lang durch Schmierseifenwirkung  
zu erweichen, am anderen Tage abzuwaschen und  
dann erst die Kreolin-Teerseife anzuwenden. Sie  
können die Landwirtschaftskammer für den Ihnen  
entstandenen Schaden nicht haftbar machen, da  
Räude beim Pferd nicht zu den Gewährsmängeln  
gehört, sondern nur Schafräude. B.

**Frage Nr. 329.** Ich möchte ein 6 1/2 Monate  
altes Schwein mästen; als Futter stehen mir  
Kartoffeln, Gerstschrot und Eichel zur Verfügung.  
Wieviel gibt man hiervon pro Kopf und Tag?  
Wie schwer könnte ich das Schwein bekommen  
und wie lange dauert die Mast? Wieviel Komfrey-  
pflanzen braucht man, um für ein Schwein Futter für  
den ganzen Sommer zu haben? E. W. in P.

**Antwort:** Geben Sie dem Schwein 4 kg  
gekochte Kartoffeln, 0,6 kg Gerstschrot und 0,5 kg  
getrocknete Eichel; nach vier Wochen sind diese  
Gaben zu steigern, je nach dem Appetit des  
Schweines; geben Sie aber nie mehr, als rein  
ausgefressen wird, Eichelhöchstgabe 1 kg, sonst  
tritt leicht Verstopfung ein. Bei normaler Zu-  
nahme können Sie das Schwein, falls es jetzt  
etwa 60 kg wiegt, in drei Monaten auf 140 bis  
150 kg bringen, da muß das Tier aber schon ein  
guter Fresser und Futterverwerter sein. Man  
rechnet auf ein Schwein 70 bis 80 qm Komfrey  
und braucht auf 1 qm 9 bis 10 Stecklinge. B.

**Bekämpfung des Kartoffelkrebes.** Der Kartoffelkreb hat für die großen landwirtschaftlichen Betriebe bei der dort üblichen rationellen Fruchtfolge bisher keine besondere Bedeutung gehabt. Daher scheint ein längeres Aussetzen des Kartoffelbaues auf verwehten Feldern das rationellste Bekämpfungsmittel und Vorbeugungsmittel gegenüber der Krebskrankheit der Kartoffel zu sein. Leider aber läßt sich eine solche Maßnahme in kleinen Privatbetrieben, wo jahraus, jahrein auf denselben Feldern oder Gartenstücken Kartoffeln und Gemüse gezogen werden, nicht anwenden. Und so ist namentlich für die Industriebevölkerung einiger Bezirke von Rheinland-Westfalen, wo der Krebs auch zuerst (im Jahre 1909) in Deutschland beobachtet wurde, die Krankheit zu einer schweren Plage geworden. Auf den einmal vom Krebs verwehten Feldern werden hier nach wenigen Jahren überhaupt kaum noch Ernten erzielt. Eine diesen besonderen Verhältnissen angepaßte Bekämpfung des Kartoffelkrebes ist daher eine brennende Frage geworden, zu der sich Dr. E. Werth-Dahlem in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ wie folgt äußert: Abgesehen von der Einstellung des Kartoffelbaues für eine Reihe von Jahren — über deren Zahl die bisherigen Versuche aber noch keine sichere Antwort haben geben können — hat man schon nach verschiedenen anderen Richtungen hin die Bekämpfung des Kartoffelkrebes versucht. So hatte man sich von der Desinfektion des Bodens durch chemische Mittel viel versprochen. Versuche mit flüssigen Desinfektionsmitteln (Formalin, Kreosol, Schwefelsäure, Karbolineum, Saprofol u. a.) ergaben aber nur einen zweifelhaften Erfolg. Die Anwendung von Schwefelpulver ließ zwar eine außerordentlich energische Wirkung auf den Kartoffelkrebserreger erkennen, es erwies sich jedoch das Mittel bei Verwendung größerer (genügender) Mengen auch für die Kartoffelpflanze als nicht ganz harmlos. Die von der Kaiserlichen Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft seit mehreren Jahren in einem rheinischen Seuchenherde durchgeführten Feldversuche ergaben denn auch im letzten Jahre eine so ungünstige Einwirkung des Schwefels auf die Kartoffelpflanzen, daß diese Bekämpfungsart wohl als aussichtslos fallen gelassen werden kann. Zwar war auch hier ein Einfluß auf den Krebsbefall unverkennbar; aber während durch das Schwefeln des Bodens die Stärke des Krebsbefalles noch nicht um die Hälfte vermindert war, wurde der Ertrag der Kartoffeln desselben Stückes auf weniger als ein Drittel herabgesetzt gegenüber den Pflanzen auf dem ungeschwefelten Kontrollfeldstücke. Bessere Aussichten eröffnen dagegen die Ergebnisse der gleichzeitig angestellten Versuche über die Anfälligkeit verschiedener Kartoffelsorten. Sie erstreckten sich im letzten Jahre zunächst auf elf verschiedene Sorten. Von diesen hatten sich sechs krebsfrei gehalten oder waren nur in ganz geringem Grade befallen worden. Von frühen Sorten, die

schon nach den bisherigen Erfahrungen allgemein als minder anfällig gelten, haben sich so als dem Krebs weniger ausgesetzt erwiesen: Kaisertrone, Fürstentrone und Paulsens Juli, von späten Sorten: Richters Imperator, Getrub und Schnellerts. Von ihnen hat die an letzter Stelle genannte Sorte bei den Versuchen den größten Ertrag gegeben. Es bleibt der weiteren Fortsetzung der Versuche in den kommenden Jahren vorbehalten, zu entscheiden, wie weit diese Ergebnisse auf dauernde Eigenschaften der betreffenden Kartoffelsorten beruhen oder durch besondere Witterungs- oder andere Umstände bedingt sind. Die bisherigen Erfolge können daher noch nicht als endgültig betrachtet werden. Die Versuchsergebnisse bedürfen auch der Erweiterung durch Einbeziehung einer größeren Zahl verschiedener Sorten. In diesem Sinne ist beabsichtigt, die Versuche in den folgenden Jahren in größerem Umfange weiterzuführen. Und es ist zu hoffen, daß so in absehbarer Zeit in der zweckentsprechenden Auswahl der anzubauenden Sorten ein zuverlässiges Mittel gegen die Schädigungen durch den Kartoffelkreb gefunden werden wird.

**Vorurteil gegen Ziegen.** Gegen Ziegen ist leider noch ein Vorurteil weit verbreitet. Ihre Erzeugnisse kommen kaum in den Handel; sie werden durchweg nur vom Besitzer selbst verwandt. Durch ihre Anspruchslosigkeit, Gesundheit und Widerstandsfähigkeit verdiente dieses Tier jedoch eine recht große Verbreitung, zumal sie auch so leicht selbst bei beschränktem Raume unterzubringen ist. Nur ist alsdann noch etwas mehr Wert auf Sauberhaltung des Standortes zu richten. Ziegenmilch ist nämlich bei rechter Reinlichkeit der Tiere geruchlos und von gutem Geschmack. Gesellen sich hierzu unangenehme Gerüche und Beigeschmack, so ist dies nur die Folge mangelhafter Haltung. Küchenabfälle aller Art nimmt die recht gepflegte Ziege stets willig. Gut ist nun für die Gesundheit des Tieres und den Geschmack der Milch, wenn dem Tiere freier Auslauf gewährt werden kann. Ist dies aber nicht möglich, so läßt sich durch etwas Bewegung im Freien und gehöriger Stalllüftung schon das Hauptsächliche erzielen. Wird das Tier nun regelmäßig noch etwas gebürstet, so erzielt man ein glattes, ansehnliches Haar, wovon ein Übergehen des Geruches auf die Milch ausgeschlossen ist. Glatthaarige werden der leichteren Pflege wegen den lang- und wollhaarigen Ziegen wohl vorgezogen. Gehörnte Tiere sind nicht erwünscht, weil diese sich auch ihrer Waffe bewußt sind und daher immerhin etwas mehr gefährlich bleiben. Einen Unterschied in der Ergiebigkeit hat man zwischen weißen und farbigen Ziegen nicht feststellen können. Besonderen Sport treibt man mit Rehziegen. Die weiße Farbe leitet indes naturgemäß zu größerer Reinlichkeit an, da bei ihr jeder Schmutz sogleich auffällt. Das Fleisch eines älteren Tieres wird wohl etwas zähe. Junge Lämmer haben jedoch nach wenigen Wochen

Milchernahrung ein sehr feines Fleisch. Da jedes Wurf meist mehr als ein Tierchen entfällt, Drillings sind ja gar nicht selten, so könnte dies in der Fleischversorgung immerhin bei gebührend gesteigerter Ziegenhaltung schon eine Rolle spielen. Mancher würde es bei besserer Einsicht im Küchenzettel willkommen heißen. Die Fütterung der Ziege soll im allgemeinen wohl nicht zu plöblich wechseln, jedoch sind in rechter Zusammensetzung stets verschiedene Futtermittel zur Erzielung des höchsten Milchquantums zu reichen. Lichtige Ziegen geben pro Tag schon 3½ bis 5 Liter Milch. Im Jahresquantum hat man es schon ausnahmsweise auf 2000 Liter pro Ziege gebracht. Über 1000 Liter kann man aber schon als Durchschnittserträge anführen. Namentlich durch gehörige Beschäftigung der männlichen Zuchttiere hat man auch die Mehrgewinnung an Milch in den letzten Jahrzehnten schon auf 200 Liter pro Jahr gesteigert. Reihem wir einmal einen Durchschnittswert von 20 Mt. pro Ziege an, so repräsentieren die 3½ Millionen Tiere gegenwärtig schon einen Wert von 70 Millionen Mark. Dies sind Spargelder von kleinen Leuten hauptsächlich aus der Arbeiterbevölkerung; beliebt man ja die Ziege vielfach „Bergmannsluh“ zu nennen. Um wieviel absehbare dieses Rationalvermögen mit Leichtigkeit bei nur etwas gutem Willen zum Segen der Jugend dieser Schichten noch vermehrt werden könnte! Der Milchwert dieser jetzt gehaltenen Ziegen entspricht schon einem Kapital von 150 Millionen Mark; die Schlachtziegen lassen sich auf 6½ Millionen Mark Wert ansetzen. Sollte der Krieg uns nicht auch hier die Augen öffnen? Zeigen doch die hohen Milchpreise zu deutlich die zu geringe Produktion. Durch Kleinbetrieb ließe sich dies ohne Härte befeitigen. Dabei würde die rationelle Verwertung von Abfällen wiederum in ausgedehnterem Maße ermöglicht. Warum sollte Ziegenmilch nicht auch zum Handelsartikel werden können! Stellen sich auch die statistischen Angaben über Tuberkulose unter Ziegen doch so sehr günstig; nahezu ausgeschlossen ist ja diese Krankheit unter denselben. Wie sehr wird aber der Ernährungswert der Milch schon allein dadurch erhöht. Möchten darum Gemeinden und Behörden in dem Bestreben forsahren, durch weitere Einstellung von männlichen Tieren bewährter Zuchten die Leistungsfähigkeit zu erhalten und zu erhöhen und durch Belehrung und Prämien die Anschaffungen zu vermehren.



Bei Schmerzen in den Gelenken u. Gliedern haben sich Togal-Tabletten selbst in verzweifeltsten Fällen herborragend bewährt. Ärztlich glänzend begutachtet. In all. Apotheken zu Mt. 1.40 u. Mt. 3.50.

**Versicherung tragender Stuten** an 2% infl. Leibesfrucht, 3% feste Prämie mit Rückzahlung bei Nichtträchtigkeit, und sonstige Versicherungen übernimmt **Waterländische Vieh- u. Landwirtschaftsgesellschaft Dresden, Werderstraße 29.** Prompte Entschädigung bis 90% der Versicherungssumme. Günstige Versicherungsbedingungen. Höchste Reserven. Täglich Vertreter überall gesucht.

**Verlag von J. Neumann, Neudamm.**

Im unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen:

**Ernst und Scherz im Schützengraben.**

Nachdenkliches wie Weiteres aus Berichten, Briefen und Reimen unserer Feldgrauen. Von **W. Trott.**

Preis in Farbenumschlag fest gebunden **80 Pf.**

Der Schützengrabenkrieg hat dem großen Weltkriege einen besonderen Stempel aufgedrückt; grauam und langweilig auf der einen Seite, läßt er doch auf der anderen Seite für oft allzulange Ruhe. Da tritt dann ein eigenartig amüsantes Kriegsleben in Erscheinung. Dieser Ernst, Befreiungslust und der dem Deutschen eigene Humor wechseln je nach kriegslicher Tätigkeit, Witterung sowie Art der Unterkunft und Verpflegung. Mit den Worten „Dimmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ ist die Stimmung unserer Krieger jenseit am ehesten gekennzeichnet. Einen getreuen Spiegel dieses Schützengrabenslebens bietet unser Büchlein. Aus rauher Wirklichkeit heraus sind die Stimmungsbilder gesammelt, glücklich und mit Liebe alles zusammengetragen, was sich an wahrheitsgetreuen Berichten und Mitteilungen finden ließ. So ist ein wertvolles Kriegsdenkmal entstanden, das auch in Friedenszeiten später seinen Wert behalten wird. Jetzt aber ist es ein kurzweiliger Lesegenuss, besonders für unsere Braven im Felde, aber auch für uns im Lande, damit wir uns immer erinnern, wie schwer der Schützengrabenkrieg auf unseren Feldgrauen lastet.

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages franco, unter Nachnahme mit Postumschlag. **J. Neumann, Neudamm.**

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

**Ohrenjausen**

Chrenfluß, Schwerhörigkeit, nicht angeborene Taubheit etc. leicht in kurzer Zeit **geheilt.**

Marke St. Vangratius, Preis **2.50**; Doppelpackung **4.50**. Zahlreiche Dankschreiben. Versand: **Stadtapotheke Pfaffenhofen a. Rh. 31 (Oberh.).**

**Wäsche weiche ein in Henkel's Bleich-Soda.**

**+ Damenbart +**

Nur bei Anwendung der neuen amer. Methode, ärztlich empfohlen, verfehlt und sofort jeglicher unerwünschte Haarauswuchs (nur und schmerzlos durch Ausschneiden der Wurzeln für immer. Sicherer als Elektrolyse! Selbstanwendung. Kein Risiko, da Erfolg garantiert, sonst Geld zurück. **H. S. Wagner, Köln 72, Blumenthalstr. 99.**

**Bettnäsen, Bettnäsen,**

Befreiung garant. 10. Alter u. Geschl. angeb. Auskünst unkonst. Injekt. „Sanis“, München 78, Dachauerstr. 54.

**Verlag von J. Neumann, Neudamm.**

Jedem Landwirt sei zur Anschaffung empfohlen der handliche Taschenkalender:

**J. Neumanns Taschenbuch und Notizkalender für den Landwirt auf das Jahr 1916.**

Dauerhaft in braun Segellen gebunden, mit Bleistift. **Schwache Ausgabe A**, mit vierteljährlicher Anordnung im Notizkalender. Preis **1 Mt. 20 Pf.**

Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück **1 Mt.** **Stärkere Ausgabe B**, mit halbjährlicher Anordnung im Notizkalender. Preis **1 Mt. 60 Pf.**

Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück **1 Mt. 40 Pf.** Die Parierreise von 1 Mt. bzw. 1 Mt. 40 Pf. treten auch in Kraft, wenn 10 Exemplare beider Ausgaben gemeinsam bestellt werden. Ferner sei empfohlen der

**Jagd-Albreißkalender 1916.**

Herausgegeben von der Deutschen Jäger-Zeitung. Großformat 17,5x26 cm. Preis **2 Mt.**

Ein reich illustrierter Albreißkalender mit monatlichen Ratsschlägen für Jagdbetrieb und Wildbahn, sowie täglichen Belehrungen und Anregungen für weidgerechtes Jagen, Bege und Pflege des Wildes.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und die **Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.**